

btb

Inhalt:

Mitten in Soho, zwischen Theatern, Sexshops und Pubs, steht ein Gebäude. Schön ist es nicht, aber seine Lage erstklassig. Agatha Howard, die aus etwas undurchsichtigen Gründen zu viel Geld gekommen ist, will hier Luxuswohnungen errichten. Dafür muss sie zunächst alle Mieter rausschmeißen. Dass sie auf Widerstand treffen würde, war zu erwarten. Besonders Precious und Tabitha, zwei Sexarbeiterinnen, wollen nicht kampflos gehen. Doch auch eine Reihe anderer Menschen wird in das Schicksal des Hauses verwickelt: Robert, Handlanger von Agathas Vater; Jackie, eine Polizistin, die London zu einem sicheren Ort für Frauen machen will; oder Cheryl, eine der Obdachlosen, die im Keller des Gebäudes leben. Als verborgene Verbindungen zwischen ihnen allen und zweifelhafte Vergangenheiten ans Licht kommen, droht der Streit um das Gebäude zu eskalieren.

Autorin:

FIONA MOZLEY wurde 1988 in Hackney geboren. Sie studierte Geschichte am King's College in Cambridge und lebte anschließend in Buenos Aires und London. Ihr erster Roman »Elmet« stand u. a. auf der Longlist für den Women's Prize for Fiction, auf der Shortlist des Booker Prize und gewann den Somerset Maugham Award. Zusammen mit ihrem Partner und ihrem Hund lebt und arbeitet sie heute in Edinburgh.

FIONA MOZLEY

LETZTE NACHT
IN SOHO

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Gunkel

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»Hot Stew« bei John Murray (Publishers), an Hachette UK company

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2026

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Fiona Mozley

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, D-81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Shutterstock.com/Christian Mueller

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

KS · Herstellung: KH

Druck: Nørhaven A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-442-77619-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Für meine Schwester Olivia

MITTSOMMERTAG

SCHNECKEN

An der Ecke ist ein altes französisches Restaurant mit rot-weiß karierten Tischdecken. Das *Des Sables* gibt es seit Jahrzehnten, und es hat sich im Lauf der Zeit kaum verändert. Dort werden noch immer die gleichen Gerichte serviert, mit Zutaten von denselben Lieferanten und Weinen von denselben Winzern. Die Flaschen liegen in denselben Regalen, und nachdem sie herausgenommen und abgestaubt sind, wird die seidige Flüssigkeit in dieselben oder ähnliche Gläser gegossen, die irgendwann gekauft wurden, um kaputte zu ersetzen. Auch die Teller sind noch dieselben: klein, rund, aus Porzellan.

Bei gutem Wetter werden Tische nach draußen gestellt. Zwischen Durchgangsstraße und Hauswand ist wenig Platz, und die Tische stehen eng beieinander, jeder mit zwei Stühlen. Einer der Tische wackelt. Im Lauf der Jahre sind Tausende Servietten gefaltet und unter das schwächelnde Tischbein geschoben worden, Hunderte von Gästen haben sich beklagt und sich woanders hingesezt, Tausende aber nahmen die Unannehmlichkeit einfach in Kauf. Sie verschütteten ihren Wein, schimpften und überlegten, sich woanders hinzusetzen, entschieden sich aber am Ende dagegen.

Auf der Speisekarte stehen schon seit der Eröffnung des Restaurants Weinbergschnecken. Hunderte, Tausende, Unmengen von Schnecken sind dort in kochendes Wasser ge-

worfen, aus dem Gehäuse gelöst und mit Knoblauchbutter serviert worden. Die bissfesten kleinen Kugeln wurden mit Gabeln und Fingern aus den geringelten Häusern gepflückt, die leeren Gehäuse beiseitegelegt.

Es ist Mittagszeit am Mittsommertag. Jemand hat eine Schachtel Schnecken aus dem Kühlschrank geholt und bereitgelegt, um den Inhalt in kochendes Wasser zu geben. Während die Köche mit scharfen Messern, Töpfen und Pfannen, mit Petersiliensträußen und Stangensellerie hantieren, bleibt die Schachtel unbeaufsichtigt. Eine kleine Schnecke erwacht aus ihrem kühlen Schlaf und kriecht auf die Edelstahltheke. Langsam gleitet sie auf den Boden und dann in den hinteren Teil der Küche, wo eine Tür zur Straße hinausführt. Nach etwa zwanzig Minuten ist die Schnecke in der Gasse hinter dem Restaurant angelangt und labt sich an den weggeworfenen äußeren Blättern eines Wirsingkohls. Als sie sich satt gefressen hat, setzt sie ihren Weg fort, kriecht mit wellenförmigen Bewegungen die Wand hinauf.

Das Gebäude steht in Soho, mitten in London. Die Fundamente wurden im siebzehnten Jahrhundert gelegt, in der Übergangsphase zwischen einem Vater und seinem Sohn, dem Und-Zeichen zwischen Der König ist tot & Lang lebe der König. Ziegelsteine und Putz in einem längst schiefen Fachwerk. Das Holz ist von Wurmlöchern durchsetzt, und an den Steinen klebt Schneckenschleim.

Dieses Viertel war mal ein Vorort. London war von einer Mauer umgeben, und im Norden lag Moor. Es gab Hirsche, Wildschweine, Hasen. Nordwestlich von London, nordöstlich von Westminster. Aus beiden Städten kamen Männer und Frauen zur Jagd geritten, und ihre Rufe gaben dem Ort seinen Namen: So! Ho! So! Ho!

Stelle von Bäumen, Menschen an die von Hirschen, klebriger grauer Dreck trat an die Stelle von klebriger brauner Erde. Von Tieren ausgetretene Pfade wurden mit Steinen befestigt, verbreitert, mit Mauern und Toren eingefasst. Für die Oberschicht wurden Herrenhäuser errichtet. Es gab Tanz, Spiel, Sex. Man musizierte und spielte Theater. Es wurden Geschäfte ausgehandelt, Aufstände angezettelt, Verrat begangen, Dinge geheim gehalten.

Es kamen neue Menschen. Emigranten aus Frankreich auf der Flucht vor Revolution, Guillotine, Krieg. Die großen Häuser wurden in immer kleinere Einheiten unterteilt. Aus Wohnzimmern wurden Werkstätten, aus Salons Kaffeestuben. Ganze Familien lebten in einem Zimmer, und es breiteten sich Krankheiten aus. Syphilis brach sich in Hautgeschwüren und Wahnvorstellungen Bahn. Cholera verbarg sich im Wasser, kroch durch die Kanalisation und floss aus den Pumpen in die Kehlen der Menschen.

Bücher wurden geschrieben, zerrissen, neu geschrieben. Karl Marx träumte von Utopia, während seine Frau das Abendessen zubereitete und den Fußboden schrubbte. Seine Freunde trafen sich in der Great Windmill Street, wo der Wind einst das Produktionsmittel war.

Als die Bomben auf London fielen, wurde auch Soho getroffen. In die Reihen georgianischer Häuser wurden dunkle Wunden gerissen, und die Menschen suchten unter der Erde Schutz.

Nach dem Krieg kamen der Beton, parallele Linien und präzise Winkel, die die Erde mit dem Himmel verbanden. Es wurden Häuser wiederaufgebaut, Läden wiederaufgebaut und neue Pflastersteine verlegt. Die Toten wurden begraben. Die Vergangenheit wurde begraben. Es gab eine neue Art von Männern und eine neue Art von Frauen. Es gab Kunst

und Musik, Miniröcke und schicke Frisuren, die zur Skyline passten. Es wurden Filme gedreht, Schallplatten aufgenommen. Soho war plötzlich von Bild und Ton erfüllt. Elektrischer Strom floss durch Kabel und Magnete und Kupferspulen und trieb rhythmische Luft in dunkle Räume, in denen Menschen auf eine neue Art tanzten, tranken, rauchten und neue, aus alten Weltgegenden eingeführte Drogen nahmen. Und diese Menschen sprachen wieder von Revolution.

Sie sprachen, bis der Wind sich von Neuem drehte. Handel und Gewerbe, gesunder Menschenverstand und gute Sitten gewannen die Oberhand, und Männer und Frauen nutzten die Gelegenheiten, die sich ihnen boten. Neue Straßen wurden gebaut, Bürogebäude schossen in die Höhe. Und in verfallenen Elendsvierteln erhoben sich Luxusquartiere wie schimmernde falsche Zähne auf fauligem Zahnfleisch.

Ganz oben in dem Gebäude, in dessen Erdgeschoss sich das Restaurant befindet, gibt es einen geheimen Garten. Angelegt haben ihn die beiden Frauen, die zusammen in der Mansarde mit den Dachschrägen und Gauben wohnen. Vor den Fenstern, da, wo sich Dach und Außenwand treffen, befindet sich ein Sims. Die Fenster sind groß genug, um hindurchzuklettern, und der Sims ist so breit, dass man darauf stehen kann. Das hat die Frau entdeckt, die Tabitha heißt. Sie ist Gelegenheitsraucherin, und Precious, die andere Frau, hat ihr verboten, in der Wohnung zu rauchen. Tabitha hat herausgefunden, dass man von dem Sims über ein paar Stufen zu einer flachen Terrasse gelangt, geschützt durch die angrenzenden Schrägdächer und dennoch so offen, dass sie die Mittagssonne einfängt.

Precious und Tabitha haben dieses Fleckchen mit Leben erfüllt. Alles begann mit einer billigen Chilipflanze, die Precious aus dem Supermarkt mitgebracht hatte. Die Chilis ge-

diehen besser als erwartet, und Precious kaufte noch mehr davon und dazu die üblichen Kräuter für einen Küchengarten: Petersilie, Rosmarin, Schnittlauch. Sie kaufte eine Rose und Ziergräser. Wenn Precious und Tabitha freihaben, sitzen sie bei schönem Wetter zusammen dort draußen.

»Weißt du, was ich ziemlich eklig finde?«

»Was denn, Tabitha?«

»Dass du zerquetschte Schneckenhäuser um deine Pflanzen legst, damit sie nicht von Schnecken gefressen werden.«

»Was ist daran schlimm?«

»Das ist gruselig. Kann man da nicht Eierschalen nehmen?«

»Ja, aber ich krieg die Schneckenhäuser unten vom Restaurant. Die geben mir auch Miesmuschel- und Herzmuschelschalen. Ich nehme einfach, was da ist.«

»Das hab ich schon kapiert. Ich will bloß sagen, dass es mir nicht gefällt. Das ist, als würde man einen Zaun errichten, um Leute fernzuhalten, und statt Draht oder Holz würde man dazu Menschenknochen nehmen. Verstehst du, was ich meine?«

»Eigentlich nicht.«

In der einen Hand hält Tabitha eine normale und in der anderen eine E-Zigarette, fast so, als wären es zwei Gläser mit teurem Wein, von denen sie abwechselnd kostet. Sie nimmt einen Zug von der richtigen Zigarette, behält den Rauch im Mund und macht eine kreisende Bewegung mit den gespitzen Lippen, dann stößt sie den Rauch aus und wiederholt das Ganze mit der E-Zigarette. Jetzt zieht sie die Stirn kraus und macht einen Schmollmund.

»Es ist nicht dasselbe«, sagt sie.

»Wird's auch nie sein. Die Frage ist nicht, ob du den Unterschied wahrnimmst, sondern ob du glaubst, dass du dich umstellen könntest.«

»Tja, eher nicht. Die Antwort ist Nein.«

»Herrgott noch mal, könntest du's wenigstens mal versuchen?«

»Hab ich doch!«

»Ich meine, länger als fünf Sekunden.«

»Mir gefällt der Geschmack im Mund nicht. Er ist künstlich. Wie Waschmittel.«

»Weil die anderen zu hundert Prozent natürliche, organische Krebserreger sind.«

»Immerhin ist es echter Tabak. Auf Pflanzenbasis.«

»Gib her.« Precious schnappt sich die Schachtel Zigaretten, die neben der älteren Frau auf dem Tisch liegt. Sie betrachtet die düsteren Warnungen und grausigen Bilder, die darauf abgedruckt sind, holt mit dem ganzen Arm aus und schleudert sie vom Dach. Die kleine Schachtel fliegt in elegantem Bogen durch die Luft und verschwindet.

Ungläubig reißt Tabitha die Augen auf. »Da könnte jemand ernsthaft verletzt werden.«

»War ja kaum noch was drin. Das gibt höchstens eine Schnittwunde.«

»So was kann ziemlich wehtun«, sagt Tabitha, widmet sich wieder der brennenden Zigarette in ihrer Hand und nimmt einen demonstrativ langen Zug. Den Rauch pustet sie in Richtung ihrer Freundin. »Was geht dich meine Raucherei überhaupt an?«

»Ich will nicht, dass du stirbst.«

»Würde ich dir fehlen?«

»Beerdigungen sind teuer.«

»Du kannst meine Leiche in den Fluss schmeißen.«

»Da würden die Touristen erschrecken. Sie würden auf einem Sightseeing-Boot die Themse entlangtuckern und plötzlich deine hässliche Visage im flachen Wasser rumschaukeln sehen.«

»Da gibt's eine einfache Lösung: Du musst mich mit Ziegelsteinen beschweren.«

»Da dürfte es leichter sein, das Rauchen aufzugeben.«

»Für dich vielleicht.«

»Rauch wenigstens nicht neben meiner Rose. Die steht nicht auf deine Abgase.«

»Ach, Herrgott noch mal. In der Wohnung darf ich nicht rauchen und draußen auch nicht. Ist das hier ein totalitäres Regime?«

Ein Telefon klingelt. Es ist ein Festnetzanschluss, doch mit schnurlosem Hörer, den Tabitha mit nach draußen genommen hat. Sie legt die E-Zigarette weg, greift nach dem Hörer und zieht während des Telefonats weiter an der echten Zigarette. Sie sagt ein paarmal »ja« und »hm-hm« und nickt, als könnte die Person am anderen Ende ihre Gesten sehen.

Dann beendet sie das Gespräch und legt den Hörer hin. »John«, sagt sie bloß.

Precious hat sich über einen Blumentopf gebeugt und rupft Unkraut aus. Jetzt richtet sie sich auf und streift die Gartenhandschuhe ab, steckt die Schaufel in die Erde und wirft die schmutzigen Handschuhe auf einen der Klappstühle. Streckt ein Bein über die Kante, ergreift das Geländer, steigt die Leiter hinab und zwingt sich durchs offene Fenster in die Wohnung.

Unten auf dem Gehsteig sitzen eine Frau und ein Mann an dem wackligen Tisch. Da sie schon mal dort gegessen haben, hat die Frau eine Papierserviette unter das schwächelnde Tischbein geschoben. Das Möbelstück selbst ist jetzt reglos, die karierte Decke aber flattert im Wind. Auf dem Tisch stehen eine Flasche roter Bordeaux und zwei Gläser. Eine Schale mit grünen Oliven und eine weitere für die Kerne.

»Das soll wohl ein Witz sein«, sagt die Frau. Sie heißt Agatha Howard, ist Anfang dreißig und elegant gekleidet. Zwischen Daumen und Zeigefinger hält sie ein kleines Foto. Darauf ist ein Stück Stoff zu sehen. Es war vielleicht mal ein Taschentuch, ist inzwischen aber alt und unförmig, an den Rändern ausgefranst. An einem Zipfel des ansonsten grauen Tuchs prangt ein dunkelbrauner Fleck.

»Kein Witz«, erwidert der Mann. Er ist Antiquitätenhändler.

»Geben Sie mir den Brief.«

Der Mann reicht der Frau ein Verifizierungsschreiben, das zu dem Stück Stoff gehört. Es hat einen Briefkopf und trägt eine Unterschrift. Agatha studiert es und blickt auf die Unterschrift. »Von diesem Historiker habe ich noch nie gehört«, sagt sie.

»Er ist in Durham. Noch jung, aber sehr renommiert.«

»Wenn er renommiert wäre, hätte ich doch von ihm gehört.«

Noch einmal mustert sie den Brief, dann das Foto von dem Stoffetzen. Angeblich ist er am Fuß der Guillotine in Blut getaucht worden – als Andenken an das sterbende System.

»So eine Summe würde ich für eine Reliquie der Bourbonen erwarten, aber nicht für etwas von einem unbedeutenden Adligen.«

»Kein unbedeutender Adliger. Ein Nachkomme des Hauses Valois über die weibliche Linie.«

Agatha überlegt. Betrachtet noch einmal das Foto und dann den Mann. Sie lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und blickt auf die Straße, dann zu den Hängekörben mit den roten Geranien hinauf. In einem liegt eine weggeworfene Zigarettenpackung. Die Schachtel liegt im dunkelgrünen Blattwerk, und eine der Zigaretten hat sich zwischen der Erde und dem Metalldraht des Korbs verfangen.

Den Leuten fehlt es heutzutage einfach an Respekt.

Sie sieht den Mann an.

»Nein«, sagt sie.

»Was?«

»Ich habe Nein gesagt.«

»Möchten Sie reinkommen und das Original sehen?«

»Ich habe kein Interesse.«

Er hat schon öfter mit ihr Geschäfte gemacht und weiß, sie meint es ernst.

»Gut«, sagt er. »Behalten Sie das Foto für den Fall, dass Sie es sich anders überlegen.« Er wirkt weder gekränkt noch enttäuscht. Das sollte er auch nicht sein. Im Lauf der Zeit hat Agatha in seinem Geschäft sehr viel Geld ausgegeben.

»Ich muss los«, sagt sie.

»Sie bleiben nicht zum Essen?«

»Ich kann nicht, aber Sie sollten bleiben. Dieses Restaurant existiert nicht mehr lange. Ich saniere einen Großteil der Straße. Solche Restaurants sind malerisch, aber nicht profitabel.«

Der Mann sieht sie an, wie ein enttäuschter Lehrer einen widerspenstigen Schüler mustern könnte. Er fragt, was er bestellen soll.

»Die Weinbergschnecken sind ausgezeichnet.«

Sie erhebt sich, stößt an den wackligen Tisch, verabschiedet sich und geht zum Ende der Straße, wo in einem blauen Rolls-Royce ihr Chauffeur auf sie wartet.

Unweit des Restaurants ist in den Gehsteig ein Rost eingelassen, und daneben gibt es eine Luke. Unter der Luke, die sich an rostigen Scharnieren öffnen und schließen lässt, befindet sich ein dunkler Keller, und in diesem dunklen Keller halten sich mehrere Menschen auf. Zwei davon steigen aus der Luke und laufen die Straße entlang. Sie wollen zu einem alten Pub, dem *Aphra Behn*.

DAS APHRA BEHN

Der Mann, der Paul Daniels, und die Frau, die Debbie McGee genannt werden, betreten das *Aphra Behn*, eine Bar in Soho. Durch eine offene Hintertür gelangen sie in eine heiße, schwach erleuchtete Küche. Auf dem Tresen stehen die Reste eines Festmahls: ein Teller Pommes, ein Schälchen Remouladensauce, eine mit Bratensauce getränkte Pastete, ein nicht aufgegessener griechischer Salat mit Feta und Granatapfelkernen.

Der Mann, der Paul Daniels, und die Frau, die Debbie McGee genannt werden, durchqueren die Küche, ohne das Essen anzurühren, und betreten die Gaststube. Der Barkeeper blickt von seinem Telefon auf und sieht, wie sie die Reste aus nicht geleerten Gläsern in eine Plastikflasche gießen. Gin, Tonic Water, Lagerbier, Rum, Cola, Sekt, Pimm's, eine Erdbeere, eine Gurkenscheibe und ein Cocktailschirmchen. Paul Daniels schraubt den Deckel auf die Flasche und versteckt sie in dem Mantel, den er auch an heißen Tagen trägt. Diese Mixtur nimmt er zur Sicherheit mit. Wenn er nichts Besseres erbeteln oder mitgehen lassen kann, wird er sie später trinken.

Der Barkeeper widmet sich wieder seinem Telefon. Er wischt sich durch sämtliche Bilder von Frauen zwischen achtzehn und fünfunddreißig, die ihr Profil zur Begutachtung online gestellt haben. Seit er vor ein paar Wochen festgestellt hat, dass die Arbeit in einer Bar nichts für ihn ist,

leistet er der Anweisung seines Arbeitgebers, das Gesindel fernzuhalten, nicht länger Folge.

Der Mann wird Paul Daniels genannt, weil er für ein Trinkgeld Zaubertricks vorführt, und die Frau Debbie McGee, weil sie ihn stets begleitet, doch im Gegensatz zu ihren mondänen Namensgebern sind sie weder geschickt noch talentiert oder wohlhabend und haben auch kein großes Publikum.

Paul Daniels macht seine Runde bei den Tischen und den Gästen, die an der Theke stehen. Er steckt die dünnen, bläulichen Finger in seine Taschen und holt einen Becher und drei rote Schaumstoffbälle hervor. Sie sind leichter, als ihre Größe erwarten lässt, eine kleine optische Täuschung. Sie kleben an seinen Fingern wie Marshmallows. Er beginnt am ersten Tisch mit dem Drei-Becher-Trick, obwohl der ihm nur selten gelingt. Er weiß, wie es geht, verliert aber mal wieder die Konzentration und vergisst, wohin er den Ball gesteckt hat. Der Mann vor ihm errät, wo der Ball sich befindet, und dreht den Becher mit zufriedennem Lächeln um.

»Na bitte, Kumpel«, sagt er. Er trägt ein rosa Polohemd, auf dessen Brust ein aufgesticktes Logo prangt. »Her mit dem Geld.« Er streckt die Hand aus.

Im *Aphra Behn* ist allgemein bekannt, dass Paul Daniels nicht verlieren darf. Immer wenn ihm schmutzige Spielkarten aus den zerfransten Mantelärmeln rutschen oder Seidentücher ihr Geheimnis zu früh offenbaren, heucheln die treuen Gäste des *Aphra Behn* Erstaunen und geben ihm bereitwillig ihre Pennys.

Der Mann im Polohemd aber besteht darauf, seinen Gewinn einzustreichen. Er ist kein Stammgast, sondern Tourist. Er will den Abend damit verbringen, Frauen mit Silikon-Brustimplantaten und Haaren von russischen Gefängnisinsassinnen (abgeschnitten, importiert, gebleicht, an die

neue Kopfhaut geklebt) dabei zuzuschauen, wie sie sich ausziehen und für ihn tanzen, während er ihnen druckfrische Zwanzig-Pfund-Scheine in die Strumpfhalter steckt. Er gewinnt gern, und hier ist es ihm gelungen. Er will seine vierzig Pence haben: zwanzig für seinen Einsatz und zwanzig als Gewinn.

Paul Daniels mag sich nicht von seinem Geld trennen. Er zögert.

»Was soll das?«, fragt der Mann den Zauberkünstler. »Wenn du gewinnst, kriegst du das Geld, und wenn du verlierst, kriegst du's auch? So läuft das nicht. Wer will schon dein Becher-Spiel mit dir spielen, wenn man nur verlieren kann?«

Mit zitternden Händen kramt Paul Daniels nach Kupfermünzen. Sein Brustkorb hebt unter wirren Entschuldigungen.

Die Frau, die Debbie McGee genannt wird, bleibt gelassen. Es ist eine Gelassenheit, die auf gut einstudierter Gleichgültigkeit beruht.

Niemand im *Aphra Behn* kann sich erinnern, dass jemals etwas bei Debbie McGee eine Gefühlsregung hervorgerufen hätte. Es gab mal eine Zeit, in der sie an vielem Gefallen fand: einem fesselnden Film, einem schönen Foto von Familie und Freunden, nächtlichem Karaoke, einem indischen Imbiss. Es gab mal eine Zeit, in der anderes sie traurig machte: eine Trennung, Nachrichten von Orkanen, der Anblick ihrer kleinen Schwester, als sie zum letzten Mal das Haus verließ. Und es gab eine Zeit in ihrem Leben, in der einzig Heroin sie glücklich oder traurig machte. Damals war sie glücklich, wenn sie es hatte, und traurig, wenn nicht. Auch diese Zeit ging vorbei. Für die Frau, die Debbie McGee genannt wird, gibt es keine Gefühle mehr.

Sie bleibt während des Wortwechsels still. Ihr Blick kehrt zu dem Mann hinter der Theke zurück. Er hat sein Telefon hingelegt, um die Auseinandersetzung zu verfolgen.

Ein paar Stammgäste des Pubs rutschen auf ihren Barhockern hin und her. Einer von ihnen feiert im Stillen seinen vierundsechzigsten Geburtstag. Robert Kerr trinkt zwar mit seinem Freund Lorenzo Bier, aber er hat ihm nicht erzählt, dass es ein besonderer Tag ist. Er mag seine tägliche Routine und will nicht davon abweichen, außerdem ist Lorenzo viel jünger als er, so jung, dass er sein Sohn sein könnte, und hätte an den Geburtstagsfeierlichkeiten seines langjährigen Nachbarn und Zechgenossen wahrscheinlich gar kein Interesse.

Robert dreht sich um, weil er das Ganze, wie die übrigen Gäste, beobachten will. Er hatte gehofft, das Problem würde rasch gelöst sein. Seufzend erhebt er sich vom Barhocker. Nach dem stundenlangen Herumsitzen zeichnet sich auf dem Lederpolster die Form seines Gesäßes ab. Er macht die vier, fünf Schritte zum Ort des Geschehens. »Weißt du, was du bist, Mann?«, fragt er. Der Tourist ist etwa dreißig Jahre jünger als er. Er gibt keine Antwort. »Du bist ein Arschloch«, sagt Robert.

In dieser Gegend Londons sind Schlägereien inzwischen selten. Als Robert herkam, waren sie noch an der Tagesordnung. Damals hatten Angreifer noch Schlagringe und Springmesser dabei.

Der Tourist starrt dem älteren, stämmigeren Mann ins Gesicht. Er sieht die Goldkette um den dicken Hals und die mehrmals gebrochene und dürftig wiederhergestellte Nase. Er sieht die Narbe auf der Stirn, die groß und quadratisch ist und nicht von einem Unfall herrühren dürfte.

Robert greift in die Tasche seiner Jeans, holt eine Fünf-

zig-Pence-Münze hervor und lässt sie in den Gin Tonic des Mannes fallen. »Samt Zinsen.« Das speckige Sechseck trifft auf die Säure der Limette und sprudelt gegen das Glas. Der Mann versucht nicht, die Münze herauszufischen.

Lorenzo hat den ganzen Nachmittag mit Robert zusammengesessen. Sie sind alte Zechkumpane. Als Robert sich eingemischt hat, erhebt Lorenzo sich unbemerkt von seinem eigenen – gleichermaßen an die Gesäßrundung angepassten – Hocker und schlüpft durch den Eingang des Pubs nach draußen, wo die Türsteherin ihrer Aufgabe nachgeht.

Sie ist eine Frau mittleren Alters, die Sheila heißt und etwa eins fünfzig misst. Ihr graues Haar ist blondiert. Jeden Morgen reibt sie sich Wachs auf die Handflächen und fährt sich durch den Schopf, um kleine Stacheln und Locken zu erzeugen. Sheila hat die Aufgabe, die Gäste einzulassen und den Regeln des Pubs behutsam Nachdruck zu verleihen. Sie sorgt dafür, dass die Leute zum Rauchen das Gebäude verlassen und hinter der weißen Linie bleiben, die zur Kennzeichnung der zulässigen Rauch- und Trinkzone auf den Gehsteig gepinselt ist. Sie begrüßt die Gäste, die den Pub betreten, und ruft am Ende des Abends denen, die zu betrunken sind, um allein nach Hause zu finden, ein Taxi. Sie regelt auch Streitigkeiten, obwohl die inzwischen eine Seltenheit sind, sonst hätten die Geschäftsführer des *Behn* einen muskulöseren Türsteher eingestellt.

Lorenzo winkt Sheila herein und deutet auf Robert. Der andere Mann hat noch immer kein Wort gesagt.

Unterdessen sieht sich Paul Daniels in der Gaststube nach einem geeigneten Fluchtweg um.

Debbie McGee steht an der Theke und leert eine Reihe von Gläsern, stehen gelassen von ein paar Frauen mittleren Alters, die plötzlich nicht mehr sicher sind, ob sie sich den

richtigen Treffpunkt ausgesucht haben, und schnell aufbrechen wollen, um sich in einem nahe gelegenen Theater die Inszenierung von *Julius Caesar* anzusehen.

Sheila steht vor einem Problem. Sie mag Lorenzo, und er hat sie geholt, damit sie den Touristen vor die Tür setzt. Sie mag auch Robert, doch er scheint der Aggressor zu sein. Der Mann, der Paul Daniels genannt wird, hüpfert im Pub herum, obwohl sie ihn aufgefordert hat, sich fernzuhalten. Im Prinzip hat Sheila nichts dagegen, dass diese beiden Verzweifelten Tag für Tag kurz im Pub auftauchen, um ihren Geschäften nachzugehen, aber sie gehört auch zu den Menschen, die ihre Arbeit ernst nehmen.

Robert sieht Sheila hereinkommen und geht nach draußen, wobei er die Tür mit dem linken Arm aufstößt und sie dann hinter sich zufallen lässt. Es war für ihn mal eine selbstverständliche Gewohnheit, auf diese Art rauszugehen und zu rauchen. Seit ein paar Jahren raucht er nicht mehr, aber er verspürt noch immer den Drang, beim Trinken zwischendurch frische Luft zu schnappen. Und er will diesem Schwachkopf die Gelegenheit geben, durch den anderen Ausgang zu verschwinden.

Auch Paul Daniels erspart Sheila die Peinlichkeit einer Auseinandersetzung. Er rafft seine Habseligkeiten vom Tisch und verstaubt sie im Mantel. Als Abschiedsgeste ergreift er das Glas Gin Tonic und stürzt es in einem gierigen Zug mitsamt der Münze seine verschleimte Kehle hinunter. Dann stürmt er zum Eingang und nach draußen. Debbie McGee nimmt das Verschwinden ihres Geliebten ausdruckslos zur Kenntnis und folgt ihm schweigend.

Robert Kerr kennt die Frau, die von manchen Debbie McGee genannt wird, schon seit vielen Jahren. Er kannte sie schon, als sie noch nicht Debbie McGee genannt wurde, son-

dem unter ihrem richtigen Namen bekannt war. Er kannte sie, bevor sie dem Mann begegnete, mit dem sie jetzt durch die Straßen streift; bevor ihre Knochen spröde wurden, brachen und von besorgten Krankenschwestern in Gips gelegt wurden; bevor ihre Haut welkte, bevor sie sie mit stumpfen Nadeln durchstach, bevor sie zwischen fremden Männern schlief. Robert betrachtet sie und sieht all die Jahre, die vergangen sind. Er sieht Regen und Wind. Er sieht Monate schleichender Krankheit. Augenblicke ausgelassener Gesundheit. Er sieht Armut und Reichtum. Angst und Hunger und Schmerz und Hoffnung. Er sieht die Zeit, während sie stillsteht.

In derselben Tasche, aus der er die Fünfzig-Pence-Münze gekramt hat, findet Robert einen Zwanzig-Pfund-Schein. Er glättet ihn mit der Sorgfalt, die ein Konditor feinem Blätterteig angedeihen lässt, und hält ihn ihr hin. Der Geldschein flattert im Wind wie ein Taschentuch im Sog eines vorbeibrausenden Zugs.

»Gib nicht alles für Äitsch aus«, sagt er. »Kauf dir Pommes oder irgendwas. Und besorg dir einen anständigen Schlafplatz.«

Die Frau, die Debbie McGee genannt wird, sieht dem Alten nicht in die Augen, sie ist auf den Geldschein fixiert. Sie greift ihn mit der rechten Hand und steckt ihn in den Ärmel ihres T-Shirts, das sogar für ihre schwächliche Figur zu eng ist.

Auf der anderen Straßenseite stampft der heulende, fluchende Paul Daniels mit dem Fuß auf. Er wirft die Arme in die Luft und schreit gen Himmel. Schleim und Speichel spritzen aus seinem Mund. Während er im Zickzack die Straße entlangstürmt, Fußgänger beiseitestößt und dafür sorgt, dass Taxis ausweichen oder anhalten müssen, achtet

er weder darauf, wo seine Gefährtin ist, noch dreht er sich um und sieht nach, ob sie ihm folgt.

Debbie McGee folgt ihm tatsächlich. Sie hält sich auf der Innenseite des Gehsteigs, wo die hohen Gebäude Schatten spenden, wo Kaugummi, halb verzehrte Hamburger und Zigarettenstummel herumliegen und Hunde und Betrunkene ihre Kacke und Pisse hinterlassen haben.

Die Frau, die Debbie McGee genannt wird, hält mit ihrem Geliebten Schritt. Robert Kerr sieht ihr nach.

VERTRAUTE STRASSEN

Robert kehrt nicht in den Pub zurück, um sein Glas zu leeren. Es ist ein heißer Tag, und Lorenzo und er haben kühles Lagerbier getrunken, das inzwischen warm sein dürfte. Er wirft einen Blick ins Innere und sieht seinen Freund angeregt mit dem Barkeeper sprechen, vermutlich über das, was gerade passiert ist. Hoffentlich hat er ihn nicht in Verlegenheit gebracht. Er hat getan, was nötig war, wollte jedoch keine Szene machen.

Sheila fegt mit einem groben Besen mit Holzstiel den Gehsteig. Robert ist überzeugt, dass er sie verärgert hat, doch als sie auf ihn zu geschlurft kommt, lächelt sie. Plötzlich denkt er, wie es ihm oft passiert, wenn er Sheila oder irgendeine Frau sieht, die er für gut, nett und ehrlich hält, nach der er aber kein sexuelles Verlangen verspürt, dass er sie heiraten sollte. Aber wie immer verstreicht dieser Augenblick, und er denkt, dass sie vermutlich sowieso mit der Türsteherin von der Lesbenbar um die Ecke liiert ist.

Robert geht südwärts. Er schaut auf die Uhr: Es ist sechs. Er fragt sich, ob das schon spät genug ist, um den anderen Ort aufzusuchen, an dem er als Stammkunde gilt. Das Etablissement dürfte geöffnet haben, doch vielleicht ist es noch zu früh. Er verlangsamt seine Schritte und wirft im Vorübergehen einen Blick in einige Läden und Restaurants. Er kommt an Privatclubs vorbei, wo hinter prächtigen alten Tü-

ren dunkle Winkel und tiefe Armsessel warten. An Restaurants, Cafés und Läden, in denen Austern, Nudeln, Sashimi und Frozen Yogurt verkauft werden. An der Ecke präsentiert ein Sexshop schrille Anal-Plugs und Ledertangas. Im Schaufenster hat die Geschäftsführung Poster im A1-Format mit zwei sich küssenden Männern aufgehängt. Ihre Körper sind braun gebrannt, gewachst und leicht eingeeölt. Beide tragen enge, fluoreszierende Badehosen. Einer ist glatt rasiert, der andere hat einen gepflegten Bart. Das verwirrt Robert. Er weiß von Lorenzo, dass solche Männer im Allgemeinen wegen ihrer Größe und der straffen Muskeln als »Hunks« bezeichnet werden. Der Bart aber deutet auf die Kategorie »Bär« hin, zu der Lorenzo zufolge auch er, Robert, gehören würde, wäre er schwul. Der Mann auf dem Poster bringt diese Kategorien durcheinander. Robert geht weiter und überlegt anhand der erhaltenen Informationen, wie man Lorenzo bezeichnen könnte. Doch er kann sich nicht erinnern. Lorenzo ist einfach Lorenzo.

Er geht am *Des Sables* vorbei und biegt links ab. Die schattige Gasse, die er entlangschlüpft, ist voller Vögel. Zwischen den Stäben von Gusseisenrosten picken Tauben nach den Resten von Cornish Pasties und klacken miteinander, während sie sich die Krümel teilen. Ein Weibchen, das einen lahmen Fuß nachzieht, wird von zwei Täuberichen verfolgt. Sie versuchen, sie zu umschmeicheln, doch sie zeigt kein Interesse und hüpf einfach weiter. Schwingt ihren unterernährten Körper mit mageren, aber kraftvollen Flügeln in die Luft, lässt sich auf einem Fensterbrett nieder und zwingt sich hinter die Dornen, die zur Abwehr von Vögeln dienen sollen. Die Männchen gurren einander etwas zu, als würden sie darüber streiten, ob sie ihr folgen sollen oder nicht, dann beschließen sie einträchtig, lieber ihren Hun-

ger zu stillen als ihre Lust, und beginnen wieder zu picken. Weiter hinten sitzt eine Taube, die fast so weiß ist wie die Friedenstaube. Das schneeweiße Gefieder wird einzig von einer staubgrau-korallenroten Schwungfeder verunziert, die schief herabhängt, als wäre ihr das eigene Anderssein bewusst. Hinter den Tauben eine Schar Sperlinge. Zu wenige, zu wenige. Als Robert vor fast fünfzig Jahren nach London kam, haben sie noch den Himmel bevölkert und die Gesteige gesprenkelt. Jahrzehntlang waren sie überall, und er hat sie mit bloßen, ausgestreckten Händen gefüttert.

Robert betritt das Bordell. Old Scarlet sitzt hinter dem kleinen Schreibtisch. Karl lehnt an der Wand und blättert in einem Hochglanzmagazin. Beide blicken auf. Old Scarlets Lider sind mit schimmerndem Zyan bemalt, das ihre braunen Augen, müde von dreißig Jahren voll langer Nächte und dunkler Zimmer, schimmern lässt. Ihre Lippen sind so rot, wie ihr Name sagt. Sie begrüßt Robert herzlich. Karl ist noch größer als er und hat noch weniger Haare auf dem Kopf. Er ist ganz in Schwarz: schwarzes Hemd und schwarze Jeans mit einem schwarzen Ledergürtel. Er nimmt Roberts Anwesenheit zur Kenntnis und widmet sich dann wieder seiner Lektüre. Er sagt nur selten etwas.

»Wie geht's uns denn heute?«, fragt Old Scarlet.

Robert sagt, es gehe ihm gut, und erkundigt sich nach ihrem Befinden.

»Ach, du weißt schon«, sagt sie. »Ischias. Wir sind nicht mehr so jung, wie wir mal waren.«

»Nein, sind wir nicht.«

Sie schlägt das Wirtschaftsbuch auf. Der einzige Computer des Bordells ist oben mit der Webcam verbunden. Old Scarlet führt die Geschäfte mit Stift und Papier.

Scarlet ist es in einer halben Stunde so weit, bei Crystal eine Stunde später. Candy hat ihren freien Tag.«

Robert hebt unentschlossen die Hände. »Ich gehe mit jeder, die mich nimmt. Für einen alten Strolch wie mich sind sie alle hinreißend.«

»Dann Precious. Ihr kommt gut miteinander klar.«

Old Scarlet macht ein Häkchen ins Wirtschaftsbuch und fordert Robert auf, im Showroom Platz zu nehmen. »Ich sag Precious, dass du kommst. Nimm dir was zu trinken.«

Robert klopft zum Dank mit den Fingerknöcheln auf den Holzschreibtisch und wendet sich ab. Er tritt durch die Schwingtür links vom Eingang und lässt sie zufallen, ehe er weitergeht. Vor ihm erstreckt sich ein langer, vertrauter Flur. Die Wände sind mit rotem Stoff verhüllt, der wie Samt aussieht, aber längere Fäden hat und dem zotteligen Fell eines Hundes gleicht. Das verleiht den Wänden etwas Organisches, als würde aus dem Putz etwas hervorsprießen. Wie immer, wenn er diesen vertrauten Gang durchschreitet, streckt Robert beide Hände aus und lässt sie über den Stoff gleiten. Ihm gefällt das sanfte Kitzeln. Der Teppich ist ebenfalls rot und mit einer Art Frottee wattiert. Roberts Schuhe sinken darin ein. Die rosa Beleuchtung ist schummerig. An der gepolsterten Decke sind lange Ranken aus Seidencord festgenäht, dem dunkelsten unter all den roten Stoffen. Die seidigen Ranken, die bis zu Roberts Taille herabhängen, sind rot wie Stierblut. Rot wie Saublut. Sie hängen da, als würde es von der Decke tropfen.

Robert geht durch das Stoffgespinnst hindurch. Es streift und streichelt sein Gesicht, und er bahnt sich einen Weg, als würde er ein Meer teilen. Das Licht der rosa Glühbirnen scheint auf den roten Stoff an den Wänden und auf dem Boden und auf die purpurroten Ranken. Der Flur ist in ein

Spektrum aus Rottönen getaucht, und dieses Rot ist voller Bewegung.

Robert ist farbenblind.

Für ihn ist Rot Grün und Grün Rot, und dazwischen gibt es nichts.

Als er das kurze Stück zwischen dem Foyer und dem Wartebereich zurücklegt, denkt er weder an die Hitze und den Lärm der belebten Straße noch an die Freuden, die vor ihm liegen. Er befindet sich in einem Wald, den er schon lange kennt, einem Wald, der so dicht und fruchtbar ist, dass er kaum drei Schritte weit nach vorn und hinten schauen kann. Er betrachtet die Stoffe als Blattwerk, als die zarten Nadeln junger Tannen, sucht sich einen Weg durchs Geäst zu dem dahinter gelegenen Zimmer, und als er es erreicht, blinzelt er, obwohl es dort kaum heller ist.

An der gegenüberliegenden Wand steht ein vertrauter Getränkewagen aus Messing mit Gläsern und Kristallkaraffen, in denen braune, goldene und burgunderrote Flüssigkeiten funkeln. Er schenkt sich einen Whisky ein und wartet. Kurz darauf kommt Old Scarlet vom Empfang herübergeeilt.

»Ich hab vergessen zu fragen«, sagt sie. »Was soll ich ihr sagen, wonach dir der Sinn steht?«

»Das volle Programm«, sagt Robert. »Ich habe Geburtstag.«

DURCHSICKERN

In einem anderen Viertel der Stadt sieht Bastian Elton seiner Freundin dabei zu, wie sie sich zurechtmacht. Manche ihrer täglichen Verrichtungen darf er sehen, andere nicht. Um sich einzuwachsen, zu rasieren und die Brauen zu zupfen, geht sie ins Bad, zum Schminken aber stellt sie sich vor den Wohnzimmerspiegel. Rebecca hat ihre ganzen Requisiten in einer Metallkassette mit Fächern, die sich wie die Türen eines Flugzeugs ein- und ausklappen lassen. Ein kunstvoller Behälter. Es gibt ineinandergesteckte Kästchen, Pasten und Gele und Pinsel. Sie wählt eine weiße Tube aus und drückt die exakte Menge klares Gel auf ihren Zeigefinger. Dann verteilt sie es mit den Fingerspitzen beider Hände auf ihrem Gesicht, zieht ein Plastikdöschen hervor, schraubt es auf und legt den Deckel auf den Kaminsims. Das Döschen enthält einen feinen Puder, der aussieht wie pulverisierte Haut.

Bastian sitzt mit leicht gespreizten Beinen auf dem Sofa. In den Händen hält er ein Jackett, das gerade geliefert wurde. Die Sachen, die er früher kaufte, stammten aus teuren Läden in der Innenstadt, doch als sein Großvater das herausfand, hat er ihm ein Konto bei einer Maßschneiderei in der Savile Row eingerichtet und ihn zur Anprobe begleitet.

Bastian schaut weiter zu. Mit den Borsten eines langen Pinsels, die sich auffächern wie ein Pfauenschwanz, tupft

Rebecca sich den Puder aufs Gesicht, bis er nicht mehr zu sehen ist. Als Nächstes widmet sie sich ihren Augen. Sie öffnet ein Döschen, das verschiedenfarbige Puder enthält, trägt etwas Beige auf und dann zwei Brauntöne. Danach steckt sie Döschen und Pinsel zurück in die Kassette und holt einen Stift und einen langen, schmalen Behälter hervor, den Bastian als Mascara erkennt. Mit der Spitze des Stifts fährt sie um ihre Augen, um einen dunklen Rand zu erzeugen, dann legt sie die schwarze Bürste an die Wimpern und starrt mit geöffneten Lippen in den Spiegel. Sie tuscht sich die Wimpern und niest. Bastian ist aufgefallen, dass sie immer niest, wenn sie sich die Wimpern getuscht hat. Das bringt ihn zum Lächeln. Es erinnert ihn an die Katze, die sie in seiner Kindheit hatten: eine flauschige Rassekatze, die Purrsia hieß. Purrsia musste immer niesen, wenn sie aufgeregt war. Dann blieb sie stehen, stand einen Augenblick reglos da, sammelte sich und schloss die Augen. Beim Niesen machte sie kaum ein Geräusch. Auch Rebeccas Niesen ist seltsam leise. Sie verzieht das Gesicht und reißt die Schultern bis zu den Ohren hinauf, um sich gegen die kleine innere Explosion zu wappnen. Dabei sieht sie sehr niedlich aus.

Rebecca ist ein sehr disziplinierter Mensch. Ihre Selbstbeherrschung versetzt Bastian immer wieder in Erstaunen. Sie hält sich an einen festen Tagesablauf, und Bastian hat noch nie erlebt, dass sie zu spät gekommen wäre. Sie ernährt sich gesund und treibt regelmäßig Sport, achtet auf ein gepflegtes Äußeres und häusliche Ordnung. Sie denkt nach, bevor sie etwas sagt. Ihr Niesen ist eine unbedeutende Marotte, eine schiefe Note in einer sonst perfekten Sinfonie.

Es hat lange gedauert, bis Rebecca Bastian gestattete, diesen Teil ihres Tagesablaufs zu sehen. Sie haben sich in der ersten Woche ihres ersten Semesters in Cambridge ken-

nengelernt, und Weihnachten steckten sie schon in einer festen Beziehung. In den drei Jahren bis zu ihrem Abschluss und dem Einzug in diese Wohnung hat Bastian weder ihr ungeschminktes Gesicht noch ihr ungeglättetes Haar je gesehen. Wenn sie bei ihm übernachtete, brachte sie ihre Schminksachen mit, schloss sich morgens im Bad ein und kam als makellose Kopie ihres Ichs vom Vortag wieder heraus. Als sie zusammengenagelt, hat sie ihre Lebensweise gelockert, wenn auch nur in geringem Umfang. Zunächst kam sie ungeschminkt, das nasse Haar in ein Handtuch gehüllt, aus dem Bad. Inzwischen macht sie sich vor seinen Augen zurecht.

Es gibt immer noch vieles, das er nicht sehen darf, doch er findet Indizien. Auf einem Regal im Badezimmerschrank sieht er ihre Pinzette liegen und auf dem Badewannenrand ihren Rasierer mit schwarzen Härchen zwischen den Klängen. Einmal hat er den Deckelkorb geöffnet, den sie für die Utensilien, die sie während ihrer Periode benötigt, neben die Toilette gestellt hat. Und er riecht ihre Duftspuren. Manchmal ist es der Geruch der Menstruation, manchmal das versengte Keratin vom Haareglätten.

Rebecca widmet sich ihrem Haar. Sie klemmt ihre dunkelbraunen Locken strähnchenweise in das heiße Glätteisen und ebnet alle Wellen oder Unzulänglichkeiten. Danach tritt sie einen Schritt zurück und betrachtet ihr Spiegelbild. Schnippt ein paar Strähnen an ihren Platz.

Bastian steht auf und streicht die Falten aus seinem Jackett, wirft es sich um die Schultern und lässt die Arme in die Ärmel gleiten. Dann geht er zum Spiegel und überprüft sein Erscheinungsbild. Er sieht ungefähr so aus, wie er es sich vorstellt, oder hat sich zumindest mit seinem Aussehen arrangiert.

Sein Gesicht ist vielleicht etwas zu feminin. Er findet, dass er nicht schlecht aussieht, doch er gehört nicht zu den Männern mit breitem, kantigem Kinn und ausgeprägter Stirn.

Der Anzug steht ihm. Er dreht sich wie bei der Anprobe erst nach rechts, dann nach links. An Schultern und Taille kneift es ein wenig. Es hieß, der Schnitt betone seinen schlanken Oberkörper.

Behutsam legt Bastian die Hand an Rebeccas Taille und beugt sich vor, um sie auf die Wange zu küssen.

»Du verschmierst mein Make-up.« Sie löst sich von ihm.

Eher frustriert als gekränkt, weicht Bastian zurück und geht zur Anrichte. Er nimmt seine Schlüssel und den Geldbeutel und steckt beides in die Hosentasche.

Da es zu lange dauern würde, auf ein Uber zu warten, nehmen sie ein Taxi. Der Fahrer ist aus dem East End und spricht kurz über West Ham United, bevor ihm klar wird, dass Bastian keine Ahnung hat, wovon er redet. Dann erzählt er ihnen eine Geschichte über ein Restaurant, in dem er Seetang-Soufflé gegessen hat. »Seetang! Ein Soufflé aus Seetang!« Schließlich schaltet er das Radio ein.

Als sie die Themse überqueren, steht die Sonne tief über dem Palace of Westminster. Sie legt zitternde Lichtschleier um die gotischen Türme, jeder eine lodernde Fackel. Bastian greift nach seinem Telefon, um ein Foto zu machen. Das Taxi wird wegen der Autoschlange auf der Brücke langsamer. Im Schatten am Nordufer entdeckt Bastian eine Schwanenschar, die größte, die er je in der Stadt gesehen hat. Es müssen mindestens dreißig Tiere sein, die dort auf dem Wasser schaukeln, vielleicht lauter Jungschwäne, die bei ihren Eltern geblieben und dort aufgewachsen sind, sich gepaart und eigene Junge großgezogen haben.

Bastian stupst seine Freundin an. Sie beugt sich über ihn, um aus dem Fenster zu schauen, und ihr Blick folgt seinem ausgestreckten Finger zum Fluss. Sie zuckt zurück.

»Mein Gott, Bastian, du weißt doch, dass ich eine Vogelphobie habe.«

»Tut mir leid.« Bastian schaut wieder zu der Schwanenfamilie hinüber. Sie treibt zufrieden in der Strömung.

Rebecca hat keine Vogelphobie, sie kann Vögel einfach nicht ausstehen: wie sie sich beim Gehen oder im Flug bewegen, die Töne, die sie von sich geben, und die Gegenden in der Stadt, die sie bevölkern. Sie hält die Vögel für unrein. Das Wort »Phobie« benutzt sie nur, um ihrer Abneigung mehr Gewicht zu verleihen.

Das Taxi verlässt die Brücke und bleibt auf einer Reihe von Seitenstraßen, einer Strecke, die nur die Fahrer von Black Cabs und die Fahrradkuriere kennen. Sie kommen an prachtvollen georgianischen Häusern vorbei, die in Wohnungen und Büros umgewandelt worden sind. Sie gleiten durch enge, von Läden und Restaurants gesäumte Straßen. Während sie über glatten Asphalt und alte Pflastersteine und dann über aufgeworfene Straßen voller Schlaglöcher rollen, spüren sie Reichtum und Armut unter den Wagenrädern. Diese Wege führen an den noch verbliebenen Sozialwohnungen vorbei, die wie die Verwandten aus der Provinz immer noch ausharren, obwohl die Party vorbei ist.

»Im Mittelalter standen Schwäne für Sex«, sagt Bastian zu niemand Bestimmtem. »Über den Türen von geheimen Bordellen hingen Bilder von Schwänen.«

Rebecca sieht ihn an. »War im Mittelalter nicht alles ein Symbol für Sex?«

Bastian schaut auf die Türen, Ziegelsteine, Schilder und Fußgänger, die am Fenster des Taxis vorbeidriften.

»Nein«, sagt er nur. »Nicht alles.«

Das Taxi hält direkt vor einem Club. Bastian zieht zwei Zwanzig-Pfund-Scheine aus dem Geldbeutel und weist das Wechselgeld zurück. Er trägt nicht gern Münzen mit sich herum. Die beulen den Geldbeutel aus, und der ruiniert dann die Hosentasche. Außerdem: Wenn er ein üppiges Trinkgeld gibt, fühlt er sich auf so angenehme Weise großzügig. Reichtum sollte nach unten durchsickern.

HEISSES BAD

Precious lässt sich von Robert Kerr einen Abschiedskuss geben. Sie mag den Mann irgendwie und findet nichts dabei, ihn zu verwöhnen.

»Bis wir uns wiedersehen«, sagt er mit der Gespreiztheit eines Varietékomikers aus den Fünfigern und muss über seinen Witz lachen. Auch Precious lacht. Sie versteht ihr Geschäft. Sie setzt sich aufs Bett, zieht den offenen Seidenkimono über ihre Schenkel und Brüste und lässt sich noch einmal von ihrem Freier küssen, bevor er geht.

Durch eine Tür hinter dem Bett kommt Tabitha herein. Sie bringt einen Stapel frische Handtücher, legt sie neben die Kupferwanne auf der anderen Seite des Zimmers, dreht das warme Wasser auf und lässt es in die Wanne strömen. Das Kupfer summt beim Aufprall des Wassers, eine sanfte Musik, während der Pegel langsam steigt. Der Dampf riecht metallisch, doch als Tabitha Lavendelöl hinzugibt, wird das zum beherrschenden Duft.

Tabitha nennt sich Tabitha, seit sie im Gewerbe ist.

Neben den Frauen, die mit ihrem Körper arbeiten, gibt es noch anderes Personal. Jede Frau hat eine ältere Bedienerin, die früher selbst im Gewerbe tätig war. Die Älteren helfen den Frauen im Alltagsleben. Sie kochen, putzen und erhöhen die Sicherheit bei der Arbeit: Vom Nebenzimmer aus hören sie es, wenn irgendwas aus dem Ruder läuft. Notfalls rufen

sie einen der Sicherheitsleute wie Karl zu Hilfe. Das sind zumeist Ex-Soldaten, die aus einer Gemeinschaftskasse bezahlt werden. Sie kommen, sobald sie gerufen werden, und wenn erforderlich, zerren sie den Mann aus dem Bett, werfen ihn aus dem Haus und sorgen dafür, dass er nicht wiederkommt. Aus der Gemeinschaftskasse kommt auch der Lohn von Old Scarlet. Wie die Bedienerinnen war auch sie mal Prostituierte. Jetzt sitzt sie am Empfang und stimmt die Termine der Frauen ab.

Tabitha ist inzwischen Bedienerin und kümmert sich gut um ihren Schützling. Sie prüft die Wassertemperatur und dreht das kalte Wasser voll auf.

»Nein!«, beharrt Precious. »Heiß! Ich will's heiß haben! Heiß, heiß, heiß! Heute kein kaltes Wasser!«

»So verbrühst du dich!«

»Unsinn«, sagt Precious. Sie erhebt sich vom Bett und lässt ihren Kimono auf den Boden gleiten. Stellt ein Bein auf den Wannenrand, streckt die Zehen wie ein kleines Mädchen, das Ballerina spielt, und verharrt in dieser Pose. Den Blick auf Tabitha gerichtet, kneift sie die Augen zusammen. Tabitha hält ihrem Blick stand und spiegelt ihren Gesichtsausdruck. Dann taucht Precious die gestreckten Zehen, den Fuß und das Bein ins dampfende Wasser.

Precious verzieht keine Miene. Tabitha schaudert und hält sich die Hand vor die Augen, als wäre es ihre Haut, die da verbrüht wird. Precious kichert und versucht, die ältere Frau näher zu sich heranzuziehen. Dabei wirft sie den Kopf in den Nacken und lacht schallend. Das ist nicht das sanfte, kokette Lachen, das sie für ihre Kunden bereithält, es ist dröhnendes Gelächter. Schließlich verlagert sie das Gewicht auf das Bein in der Wanne und lässt den gesamten Körper ins lavendelfarbene Wasser sinken.

»Du bist echt schrecklich«, sagt Tabitha.

»Reizend.«

Ob sie will oder nicht, Tabitha muss lächeln und verschwindet mit ihrem Lächeln in der Küche. Mit zwei Gläsern Sekt kehrt sie zurück.

»Prosecco?«

»Gern«, sagt Precious und nimmt ein Glas. Es ist beschlagen, und wo ihre warmen Finger es berühren, bilden sich Tröpfchen.

Tabitha kehrt in die Küche zurück, um das Abendessen zuzubereiten. Sie geht gebeugt. Sie hat O-Beine, und ihre Hüften sind verschlissen.

Precious lehnt sich zurück, die Hand mit dem Glas liegt locker auf dem Wannenrand. Sie entspannt alle Muskeln, die ihr bewusst sind, und lässt den Körper auf dem Kissen aus Wasser schaukeln. Sie hat Schmerzen. Es war ein langer Tag, und sie geht keiner leichten Arbeit nach.

Ihre Beine tauchen aus dem Wasser auf und ragen über den Wannenrand. Es tropft auf den Fußboden, und auf dem Laminat im Mahagoni-Look bilden sich Pfützen.

Precious wäscht sich mit einem schlichten Stück Seife statt mit den teuren Dusch- und Badcremes, die in ihrem Schrank stehen. Das in Papier gehüllte neue Stück Seife hat etwas Nostalgisches. Sie steht auf und lässt die Seife über ihre Haut gleiten: um ihren Nacken, zwischen die Beine. Sie befreit sich vom Schmutz, dem dünnen Rußfilm, der sich von den Abgasen der Stadt draußen angesammelt hat, den Fingerabdrücken von fünf Männern, dem Samen, Speichel und Schweiß dieser Männer und dem Fett aus ihren eigenen Poren. Die Seife wischt all das von ihrem Körper ins dampfende Wasser. Schließlich steigt sie aus der Wanne und greift nach einem der Handtücher. Es ist kalt und frisch. Sie trock-

net sich damit ab, reibt den restlichen Schmutz und die abgestorbenen Zellen von der Haut und schlüpft in einen anderen, bequemeren Morgenrock.

Tabitha kommt mit zwei Tellern Steak- und Nierenpastete aus der Küche.

»Hast du schon wieder dieses schwammige Zeug mit Fleisch und Sauce gemacht?«, fragt Precious.

Tabitha stellt die Teller auf den Couchtisch und holt noch die Erbsen und die Backofenpommes aus der Küche.

Sie essen zusammen. Precious zerdrückt die Pastete mit der Gabel, mischt die Erbsen unter das Ganze und schaufelt es sich in den Mund. Tabitha sagt, ihre Tischmanieren seien unappetitlich. Sie trinken noch ein Glas Wein und sprechen über die Möglichkeit, für die Wohnung neue Möbel zu kaufen. Tabitha schlägt das Kreuzworträtsel in ihrer Zeitung auf. Ein paar Buchstaben sind mit Bleistift eingetragen.

»Griechischer Weingott«, sagt sie. »Acht Buchstaben.«

»Dionysos.«

»Wie schreibt man das?«

Precious buchstabiert es.

»Nee, es muss ein ›m‹ dabei sein. Der dritte Buchstabe ist ein ›m‹.«

»Dann ist die andere Antwort falsch«, erwidert Precious. Sie zieht die Zeitung zu sich heran und geht die Fragenliste mit dem Zeigefinger durch. »Da haben wir's«, sagt sie. »Fünfzehn senkrecht ist nicht McCorory, sondern Ohuruogu.« Precious nimmt den Bleistift, radiert das falsche Wort aus und trägt das richtige ein. Mit einem Blick widerwilliger Dankbarkeit holt ihre Freundin sich die Zeitung zurück.

Sie beschäftigen sich mit dem Kreuzworträtsel, bis sie aufgeessen haben. Tabitha bringt die Teller in die Küche